

Martin Pollack

Übersetzung als Brücke, Übersetzer als Brückenbauer

Meine ersten Erlebnisse mit Brücken, an die ich zurückdenken kann, waren verbunden mit der Erkenntnis, dass wir nicht alle dieselbe Sprache sprechen, was die Begegnung mit dem Anderen, dem anderen Menschen, dem Menschen anderer Herkunft zu einem Abenteuer mit ungewissem Ausgang machen kann.

Ich rede hier von meiner Kindheit in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Das von der Herrschaft der Nationalsozialisten befreite Österreich war aufgeteilt in vier Besatzungszonen, deren Grenzen oftmals entlang von Flüssen verliefen, was mit sich brachte, dass die Kontrollposten der jeweiligen Besatzungsmächte auf Brücken errichtet wurden.

Eine Brücke nicht als Verbindung, sondern als trennende Grenze.

Wenn ich zum Beispiel von meiner Heimatstadt Linz zu den Großeltern in Niederösterreich fuhr, musste ich die amerikanisch-sowjetische Zonengrenze an der Enns passieren. Der Zug hielt auf beiden Seiten der Brücke, wo fremde Soldaten zustiegen, um die Papiere der Reisenden zu kontrollieren, zuerst auf der amerikanischen, dann auf der russischen Seite, oder auch umgekehrt.

Die sowjetischen Kontrollen auf der Ennsbrücke waren bei den Reisenden gefürchtet, mit gutem Grund. Da erfuhr man von Menschen, die ohne ersichtlichen Grund beim Überqueren der Grenze aus dem Zug gezerrt und abgeführt wurden, einem ungewissen Schicksal entgegen. Mehr als einmal wurde ich als Kind selber Zeuge solcher Vorgänge, die mir keiner zu erklären vermochte. Die Unsicherheit und Angst der

Reisenden wurden genährt durch die Tatsache, dass die sowjetischen Soldaten, die die Kontrollen durchführten, in der Regel kein Wort Deutsch verstanden, während die österreichischen Reisenden kein Russisch konnten. Die Unfähigkeit, den Anderen zu verstehen und auf seine barsch vorgebrachten Fragen einzugehen, brachte so manchen Passagier in ernsthafte Schwierigkeiten.-

Da war es ein Glücksfall, wenn einer der Mitreisenden ein paar Brocken Russisch (oder einer anderen slawischen Sprache) konnte, um so die bedrohliche Sprachlosigkeit zwischen dem Vertreter der uniformierten Besatzungsmacht und dem österreichischen Bahnreisenden zu durchbrechen und zumindest ansatzweise eine Verständigung herzustellen

Damals, auf der Brücke über die Enns, die zwei unterschiedliche politische Systeme, ja zwei gegensätzliche Welten mehr voneinander trennte als sie miteinander zu verbinden, machte ich erstmals die Erfahrung, welche Bedeutung einer Übersetzung zukommen kann.

Die Übersetzung als Versuch, die Kluft, die uns vom Anderen trennt, zu überbrücken.

Dass meine ersten Erfahrungen mit der Macht und Bedeutung von Übersetzung mit Brücken, nicht metaphorischen, sondern tatsächlichen, Flüsse überspannenden und Ufer verbindenden Brücken zu tun hatten, verdankte sich natürlich einem von der Zeitgeschichte gesteuerten Zufall, doch es hat mein Bild von der Übersetzung nachhaltig geprägt. Die Übersetzung als Brücke. Allerdings nicht als Brücke, sondern die uns die Begegnung mit dem Anderen erleichtert, die uns erlaubt, ihm entgegenzugehen und die Fremdheit, die zwischen uns steht, zumindest zeitweise vergessen zu lassen. Die Übersetzung trägt dazu bei, die Gräben, die uns vom Anderen, von den Anderen, den Menschen anderer Zunge, anderer Herkunft, anderer Kultur trennen, zu überbrücken oder sogar zuzuschütten. In diesem Sinn sind die Übersetzer so etwas wie

Brückenbauer, wie Brückeningenieure, die unermüdlich an der Verständigung mit dem Anderen arbeiten.

Der Begriff der Brücke ist natürlich vieldeutig, darunter können wir einen kleinen, hölzernen Steg verstehen, der über ein schmales Rinnsal führt, aber auch ein imposantes, große Distanzen überspannendes Bauwerk, das weit auseinander liegende Gebiete miteinander verbindet.

Mit Übersetzungen ist das ganz ähnlich. Ich habe eingangs von einer behelfsmäßigen, laienhaften Übersetzerleistung gesprochen, nicht viel mehr als ein Radebrechen, die trotzdem in manchen Fällen ihren Zweck erfüllte. Oft genügen ja wirklich ein paar Brocken, reicht schon der Versuch, sich dem Anderen verständlich zu machen, um eine tragfähige Brücke zu errichten und aufkommendes Misstrauen zu überwinden.

Wir kennen das schöne Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer, der bekanntlich selber als literarischer Übersetzer tätig war, mit dem schlichten Titel „Mit zwei Worten“.

Das Gedicht handelt von einer Sarazenin, Tochter eines Emirs im Palästina zur Zeit der blutigen Kreuzzüge, die in Liebe zu einem gefangenen englischen Pilger entbrennt, der am Hof ihres Vaters als Sklave gehalten wird. Nachdem sie seine Fesseln gelöst und ihm auf diese Weise die Flucht und damit die Rückkehr ins heimatliche England ermöglicht hat, macht sich die unglücklich verliebte Emirstochter auf die Suche nach dem Fremden. Die beiden einzigen Worte, die sie in der Sprache der Ungläubigen beherrscht, sind Gilbert, der Name des einstigen Sklaven, und London, der Ort seiner Herkunft. Mit Hilfe dieser vagen Anhaltspunkte fragt sich die Sarazenin, von Liebe beflügelt, vom heimatlichen Palästina bis nach London durch, wo sie tatsächlich den geliebten Gilbert findet, der sie, gerührt von der alle Grenzen überwindenden Kraft ihrer Liebe, über die Schwelle seines Heimes führt.

Mit nur zwei Worten zum Happy End. Mit so knappen Mitteln lässt sich allerdings höchstens ein schmaler, provisorischer Steg zwischen verschiedenen Sprach- und Kulturräumen errichten, der bloß eine von Liebe beschwingte Person ans Ziel zu tragen vermag. Eine echte Brücke freilich, die tatsächlich diesen Namen verdient, muss auf breitere, solidere Fundamente gestellt werden, wenn sie der Verständigung dienen soll. Das weiß niemand besser als wir, die wir uns mit literarischen Übersetzungen befassen und daran arbeiten, sprachliche Brücken zu schlagen.

Was die Übersetzung literarischer Werke erreichen kann und was sie um jeden Preis vermeiden soll, wo ihre Grenzen sind, darüber ist schon viel geschrieben worden. Das gilt auch für die literarischen Übersetzer selber, für die an sie gestellten Anforderungen, voran Demut gegenüber dem Autor und seinem Werk sowie strenge Texttreue, allerdings in Verbindung mit sprachlicher Originalität und dem Gefühl für den richtigen Rhythmus, um das zu erreichen, was man, reichlich schlampig, den erzählerischen Sog nennt, der den Leser gleichsam in das Werk hineinzieht und nicht mehr loslässt, bis er das Buch zu Ende gelesen hat. Von der unsäglichen Schwierigkeit, ja manchmal Unmöglichkeit, diese beiden Kriterien, die möglichst getreue und sorgfältige Wiedergabe der Vorlage einerseits und eine eigenständige sprachliche Originalität andererseits miteinander in Einklang zu bringen, weiß jeder, der sich je über die dünne papierene Brücke einer literarischen Übersetzung gewagt hat.

Übersetzen heißt permanent scheitern, mit dem Scheitern zu leben, sich damit abzufinden, dass man eine ideale Übersetzung nie wird erreichen können, aber dennoch nie aufzugeben, es immer von neuem zu versuchen.

Übersetzen ist ein undankbares, vor allem unbedanktes Geschäft, das seinen Mann (oder seine Frau) in der Regel nur bescheiden zu ernähren vermag. Das ist eine Binsenweisheit, die als Erklärung dafür dienen mag,

warum literarische Übersetzer im deutschsprachigen Raum gern ob ihrer Larmoyanz und der Klagen belächelt werden, die sie jedesmal anstimmen, wenn die Rede auf ihre berufliche Situation kommt. Das Los der Übersetzer sei hart, bekommt man zu hören, ein einziges Jammertal, voll saurer Wiesen und steiniger Felder, sie seien gezwungen, unter unzumutbaren ökonomischen Bedingungen zu schuften, unterbezahlt und unterbewertet.

Die Brückenbauer als getretene, entrechtete, ausgebeutete Sklaven.

Das ist keine Übertreibung, die Klagen der Übersetzer sind berechtigt, kein Zweifel, dennoch würde ich dafür plädieren, unsere Rolle neu zu überdenken und die Aufgabe des Brückenbauers zu erweitern. Über die Aufgaben des Übersetzers schreibt die amerikanische Autorin Susan Sontag in ihren erhellenden Essay *Die Welt als Indien. Übersetzen als Kunst der Anverwandlung des Fremden*: „Übersetzen bedeutet vielerlei, unter anderem: in Umlauf bringen, weitertragen, verbreiten, erklären, zugänglich(er) machen. Die Bedeutung des literarischen Übersetzens besteht, wenn man so will, darin, daß der geringe Prozentsatz der verlegten Bücher, die es wirklich wert sind, gelesen, oder besser gesagt: aufs neue gelesen zu werden, auch übersetzt wird.“

Susan Sontag bezieht sich hier vor allem auf die traditionelle Tätigkeit des Übersetzers, die kompetente Arbeit am Text. Um allerdings ein Buch in Umlauf zu bringen, um es weiter zu tragen und zu verbreiten, um aus der Übersetzung tatsächlich eine tragfähige, dauerhafte Brücke zu machen, braucht es noch mehr, das erfordert gezielte Öffentlichkeitsarbeit und Werbung, strategisches Denken und unermüdliches Argumentieren. Das beginnt schon bei der Suche nach übersetzenswerten Autoren und Titeln und dann Verlagen, die bereit sind, eine Übersetzung in Auftrag zu geben, was immer mit einem Risiko verbunden ist. Der Übersetzer muß sich in diesem Sinn als literarischer Scout begreifen, als Spürhund, der

neue und natürlich auch alte, aus irgendeinem Grund bisher übersehene oder in Vergessenheit geratene Titel ausfindig macht, und dann muß er Überzeugungsarbeit leisten, Fakten und Argumente zusammentragen, beraten, bekehren, belehren, bearbeiten und oft genug auch breitschlagen. Das gilt vor allem für Lektoren und Verleger, aber auch für Autoren, denen der Übersetzer als Berater, manchmal sogar Agent, zur Seite stehen sollte.

Den Übersetzer als literarischen Scout hat es schon immer gegeben, vor allem bei den sogenannten „kleinen“ Sprachen, wobei diese Bezeichnung sich nicht auf die Zahl der Menschen bezieht, die diese Sprache sprechen, sondern auf ihren Bekanntheitsgrad. Als „klein“ kann man in diesem Sinn auch Sprachen bezeichnen, die von vielen Millionen gesprochen werden, wie etwa Polnisch, Ukrainisch oder Türkisch usw. In solchen Fällen waren die Verlage stets auf die Berater- und Vermittlerrolle der Übersetzer angewiesen, allein wegen der mangelnden Sprachkenntnisse.

Die anderen Rollen hingegen, in die der Übersetzer heute oft schlüpfen muß, sind weniger geläufig. Dass er überhaupt in die Lage versetzt wird, solche Aufgaben zu übernehmen, die mit dem eigentlichen Übersetzen nicht viel zu tun haben, hängt mit der Situation in den Verlagen zusammen, dem Mangel an guten, engagierten Lektoren, den nach wie vor hapenden Sprachkenntnissen (in dieser Hinsicht hat sich die Situation überraschenderweise nicht verbessert, sondern eher verschlechtert), dem fehlenden Denken in langfristigen Programmen, zu dem auch gehört, einen Autor langsam und sorgfältig aufzubauen. Heute sind viele Verleger auf Schnellschüsse aus, auf den raschen Erfolg, den internationalen Bestseller, der bereits marktgerecht, sozusagen „gebrauchsfertig“, geliefert wird. Diesem Trend muß sich der Übersetzer entgegenstemmen, er muß versuchen, ihn zu unterlaufen, er muß unermüdlich die Trommel für

„seinen“ Autor und „seine“ Literatur rühren, vor allem wenn diese als „schwierig“ gelten und nicht im allgemeinen Trend liegen.

In dieser Hinsicht ist der Übersetzer gut beraten, sich nicht auf die Öffentlichkeitsarbeit des Verlages zu verlassen, sondern auf eigene Faust Kontakte zu den Medien zu knüpfen und sich Strategien auszudenken, um Breschen in die Mauer der Unwissenheit und Ignoranz zu schlagen und zumindest in Ansätzen jene Öffentlichkeit herzustellen, ohne die heute gar nichts geht. Es hilft nichts, diese Tatsache zu beklagen, damit müssen wir uns abfinden.

Ich höre schon die Einwände, dass wir für diese zusätzliche Arbeit – und alles, was ich hier kurz skizziert habe, bedeutet zweifellos eine Heidenarbeit! – in der Regel nicht entlohnt werden. Nicht einmal bedankt. Und auch der Erfolg ist ungewiß. Wenn man sich an eine Übersetzung macht, hat man ein konkretes Ziel vor Augen, im Normalfall einen Vertrag in der Tasche, einen Abgabetermin. Die Vermittlertätigkeit und Medienarbeit ist nicht so genau umrissen, da gibt es keinen Anfang und kein Ende, sie ist wie eine endlose, in weiter Ferne verschwindende staubige Straße, gesäumt von zahlreichen Niederlagen und wenigen kleinen Erfolgserlebnissen, die noch dazu oft beinahe unbemerkt bleiben.

Warum sollen wir uns das also antun? Warum sollen wir unsere Nerven strapazieren und unsere ruhige Position, den einzigen Luxus, den wir genießen, leichtfertig aufs Spiel setzen? Um einen Beitrag zur Verständigung zwischen Völkern und Menschen zu leisten? Um an einer tragfähigen Brücke zwischen unterschiedlichen Kulturen mitzubauen? Wird man uns das danken? Das halte ich für unwahrscheinlich. Wird das dazu beitragen, unsere materielle Situation zu verbessern? Das würde ich getrost ausschließen.

Trotzdem plädiere ich dafür, das Wagnis zu unternehmen. Brücken sind wunderbare Bauten, je höher und weiter umso schöner, umso

imponierender. Aber Brückenbauer benötigen viel Ausdauer und Kraft,
und nicht zu vergessen die Bereitschaft, auch Niederlagen einzustecken.